

STEPHANIE PARRIS
Ketzer

Buch

Es war einmal eine Zeit, in der die Römische Inquisition in ganz Europa unbarmherzig wütete und jeden verfolgte und verbrannte, der die Kirchenlehre hinterfragte. Im Jahre 1583 hat sich Königin Elisabeth I. vom Joch Roms befreit – doch Verschwörungen erschüttern nach wie vor das Königreich, vor allem die Universitätsstadt Oxford, die als papistische Hochburg gilt. Ausgerechnet dort hat der streitbare Freigeist und verfolgte Alchemist Giordano Bruno Schutz vor der Inquisition gesucht und soll bei einem Disput Kopernikus' verbotene Theorien vertreten. Bruno glaubte der Verfolgung entgangen zu sein – doch einmal mehr muss er sich nun auf den gefährlich schmalen Grat zwischen Glauben und Ketzerei begeben ...

Autorin

Das Pseudonym Stephanie Parris verwendet die Journalistin Stephanie Merritt immer dann, wenn sie einen Roman veröffentlicht. Unter ihrem bürgerlichen Namen publizierte sie Literaturkritiken in so angesehenen Zeitungen wie *The Times*, *Daily Telegraph*, *New Statesman* oder *Die Welt*. Derzeit schreibt sie für den *Guardian* und den *Observer*. Mit ihrem Sohn lebt sie in Südengland.

Von Stephanie Parris ist bereits erschienen:

Frevel (geb. Ausgabe, 8090)

Stephanie Parris

Ketzer

Roman

Aus dem Englischen übersetzt
von Nina Bader

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»Heresy« bei HarperCollinsPublishers, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Februar 2013 bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Stephanie Merritt

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by Limes Verlag, einem
Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlagmotiv: bürosüd°, München

Redaktion: Martina Czekalla

DF · Herstellung: sam

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38059-6

www.blanvalet.de

Prolog

Kloster San Domenico Maggiore
Neapel
1576

Die Tür wurde mit einem Knall aufgestoßen, der im Gang widerhallte, und die Bodendielen erzitterten unter dem entschlossenen Stampfen mehrerer Fußpaare. In dem winzigen Abort, in dem ich auf einem Brett kauerte – so weit wie möglich von dem Loch entfernt, unter dem sich die Senkgrube befand – begann meine kleine Kerze in dem plötzlichen Luftzug zu flackern und ließ wabernde Schatten über die steinernen Wände tanzen. *Allora*, dachte ich, bevor ich den Kopf hob. Jetzt kamen sie mich also doch holen.

Die Schritte machten vor der Tür Halt. Im nächsten Moment hämmerte jemand wütend mit der Faust gegen das Holz, und die heisere Stimme des Abtes ertönte. Sein üblicher ruhiger, diplomatischer Tonfall war einem erregten Krächzen gewichen.

»Bruder Giordano! Ich befehle Euch, unverzüglich herauszukommen, und haltet das, was Ihr in den Händen habt, gut sichtbar vor Euch!«

Ich hörte einen der Mönche in seiner Begleitung leise kichern, gefolgt von einem missbilligenden Zungenschnalzen seitens unseres Abtes, Padre Domenico Vita, und musste trotz meiner misslichen Lage innerlich grinsen. Fra Vita war ein Mann, der unter normalen Umständen wirkte, als empfände er sämtliche

menschlichen Körperfunktionen als persönliche Beleidigung. Es musste ihn beispiellose Überwindung kosten, einen seiner Mönche an einem derart unziemlichen Ort zur Rede zu stellen.

»Einen Moment bitte, Padre!«, erwiderte ich, dabei löste ich die Kordel an der Kutte, damit es so aussähe, als hätte ich den Abtritt wirklich zu seinem eigentlichen Zweck benutzt. Dann betrachtete ich das Buch in meiner Hand. Flüchtig erwog ich, es irgendwo unter meiner Kutte zu verstecken, sah dann aber ein, dass das nichts bringen würde – man würde mich gründlich durchsuchen, sowie ich den Abtritt verlassen hätte.

»Keinen Moment mehr, Bruder«, zischte der Abt durch die geschlossene Tür. Eine unterschwellige Drohung schlich sich in seine Stimme. »Ihr habt heute Abend mehr als zwei Stunden auf dem Abtritt verbracht. Ich denke, das reicht!«

»Ich muss etwas Verdorbenes gegessen haben, Padre«, bekundete ich, bevor ich das Buch voller Bedauern in das Loch warf und dabei laut hustete, um das Platschen zu übertönen, mit dem es in die Grube fiel. Zu schade, es war eine besonders schöne Ausgabe gewesen.

Dann schob ich den Riegel zurück, öffnete die Tür und sah mich meinem Abt gegenüber. Seine unerbittlichen Gesichtszüge vibrierten fast vor aufgestautem Zorn, was noch durch den flackernden Schein der Fackeln unterstrichen wurde, die die vier hinter ihm stehenden und mich angewidert und fasziniert zugleich anstarrenden Mönche in die Höhe hielten.

»Rührt Euch nicht von der Stelle, Bruder Giordano«, wies mich Vita an, dabei drohte er mir warnend mit dem Finger. »Für einen Fluchtversuch ist es zu spät.«

Er stapfte in den Verschlag, rümpfte ob des Gestanks voller Ekel die Nase und leuchtete dann mit seiner Laterne in jede einzelne Ecke. Als er nichts Verdächtiges fand, wandte er sich an die Männer hinter ihm.

»Durchsucht ihn!«, bellte er.

Die Ordensbrüder wechselten verwirrte Blicke, dann trat der verschlagene Toskaner Bruder Agostino da Montalcino mit

einem unangenehmen Lächeln vor. Er hatte mich noch nie gemocht, aber seine Abneigung war in offene Feindseligkeit umgeschlagen, nachdem ich ihn vor einigen Monaten in einem Streitgespräch über die arianische Ketzerei ausgestochen hatte. Danach hatte er das Gerücht verbreitet, ich würde die Göttlichkeit Christi leugnen. Ohne Zweifel hatte er mir den Abt auf den Hals gehetzt.

»Verzeih mir, Bruder Giordano«, murmelte er höhnisch, bevor er mich abzutasten begann. Seine Hände glitten erst über meine Taille und anschließend an meinen Schenkeln hinunter.

»Versuch bitte, nicht allzu viel Vergnügen daran zu finden«, knurrte ich.

»Ich befolge nur die Befehle meines Superiors«, versetzte er. Nachdem er mit der Durchsuchung fertig war, richtete er sich auf und sah Padre Vita sichtlich enttäuscht an. »In seiner Kutte hat er nichts versteckt, Padre.«

Abt Vita trat einen Schritt auf mich zu und funkelte mich einen Moment lang wortlos an. Sein Gesicht war dem meinen so nah, dass ich die borstigen Haare auf seiner Nase zählen und den schalen Zwiebelgestank seines Atems riechen konnte.

»Die Sünde unseres Urvaters bestand in seinem Wunsch, sich verbotenes Wissen anzueignen.« Er betonte jedes Wort sorgfältig und befeuchtete sich beim Sprechen mit der Zunge die Lippen. »Er glaubte, er könne Gott gleich werden. Und dieser Sünde macht Ihr Euch auch schuldig, Giordano Bruno. Ihr seid einer der begabtesten jungen Männer, mit denen ich während meiner Jahre in San Domenico Maggiore zu tun gehabt habe, doch Eure Neugier und Euer Stolz auf Eure Fähigkeiten halten Euch davon ab, Eure Gaben zum Ruhm der Kirche zu nutzen. Es ist an der Zeit, dass sich der Vater Inquisitor einmal mit Euch befasst.«

»Nein, Padre, bitte – ich habe nichts Unrechtes getan«, protestierte ich, als er sich zum Gehen wandte, doch in diesem Moment erklang hinter ihm Montalcinos Stimme.

»Hochwürdigster Vater Abt! Hier ist etwas, das Ihr Euch

ansehen solltet!« Er hielt seine Fackel in das Loch des Abtritts. Ein Ausdruck boshafter Freude trat auf sein Gesicht.

Vita erbleichte, beugte sich aber vor, um zu sehen, was der Toskaner entdeckt hatte. Sichtlich zufrieden drehte er sich zu mir um.

»Bruder Giordano – kehrt in Eure Zelle zurück und erwartet dort meine weiteren Befehle. Diese Angelegenheit muss unverzüglich der Heiligen Inquisition gemeldet werden. Bruder Montalcino – holt das Buch aus dem Abtritt! Wir wollen uns mit eigenen Augen davon überzeugen, welche ketzerischen Werke unser Bruder hier mit einem Eifer studiert, den er meines Wissens der Heiligen Schrift noch nie gewidmet hat.«

Montalcinos entsetzter Blick wanderte von mir zum Abt. Ich hatte lange genug auf dem Abtritt gehockt, um mich an den Gestank gewöhnt zu haben, aber bei der Vorstellung, die Hand in die Grube unter dem Holzbrett tauchen zu müssen, stieg Übelkeit in mir auf. Dennoch strahlte ich Montalcino an.

»Ich, Vater Abt?«, fragte dieser mit sich überschlagender Stimme.

»Ja, Ihr, Bruder – und beeilt Euch gefälligst.« Abt Vita zog seinen Umhang zum Schutz vor der kühlen Nachtluft enger um sich.

»Ich kann Euch die Mühe ersparen«, warf ich ein. »Es sind nur Erasmus' Kommentare. Sie enthalten keine schwarze Magie.«

»Die Werke von Erasmus stehen auf dem Index verbotener Bücher der Inquisition, wie Ihr sehr wohl wisst, Bruder Giordano«, entgegnete Vita grimmig. Wieder fixierte er mich mit einem emotionslosen Blick. »Aber wir werden ja sehen. Ihr habt uns lange genug zum Narren gehalten. Es ist an der Zeit, die Reinheit Eures Glaubens auf die Probe zu stellen. Bruder Battista!« Das galt einem der anderen Mönche mit Fackeln, der diensteifrig näher kam. »Schickt nach dem Vater Inquisitor!«

Ich hätte auf die Knie fallen und um Gnade flehen können, das wäre jedoch würdelos gewesen. Außerdem war Abt Vita ein

Mann, der es liebte, wenn die Dinge ihren geregelten Gang gingen. Wenn er beschlossen hatte, mich der Inquisition auszuliefern – vielleicht als warnendes Beispiel für meine Mitbrüder –, dann würde er sich von diesem Kurs nicht abbringen lassen, sondern die Sache bis zum bitteren Ende ausfechten. Und ich fürchtete, ich wusste, was das hieß. Ich zog meine Kapuze über den Kopf und folgte dem Abt und seinen Begleitern aus der Latrine, wobei ich Montalcino, der die Ärmel seiner Kutte aufkrempelte und sich anschickte, meinen Erasmus aus der Grube zu fischen, einen letzten Blick zuwarf.

»Betrachte es von der positiven Seite, Bruder«, feixte ich. »Meine Scheiße duftet wenigstens süßer als die aller anderen im Kloster.«

Montalcino blickte auf. Sein Mund verzog sich vor Bitterkeit oder Ekel.

»Deine geistreichen Sprüche werden dir vergehen, wenn ein glühender Schürhaken in deinem Arsch steckt, Bruno«, konterte er mit einem bedauerlichen Mangel an christlicher Nächstenliebe.

Draußen im Kreuzgang schlug mir die frische neapolitanische Nachtluft entgegen. Mein Atem bildete kleine Wölkchen vor meinem Mund, und ich atmete tief durch, dankbar dafür, diesem engen, stinkenden Ort der Erleichterung entronnen zu sein. Rings um mich herum ragten die mächtigen Steinmauern der Klostergebäude im Dunkeln auf; der Kreuzgang wurde von ihrem Schatten verschluckt. Links von mir erhob sich die Fassade der riesigen Basilika. Mit bleischweren Schritten ging ich auf die Unterkünfte der Mönche zu, dabei verrenkte ich mir den Hals, um die am Himmel funkelnden Sterne betrachten zu können. Die Kirche lehrte nach Aristoteles, dass die Sterne alle im gleichen Abstand zueinander in der achten Sphäre über der Erde ständen und gemeinsam in ihrer Umlaufbahn um sie herum kreisten, so wie die Sonne und die sieben Planeten in ihren jeweiligen Sphären. Daneben gab es Männer wie den Polen Kopernikus, der es wagte, sich das Universum anders vorzustel-

len – mit der Sonne als Mittelpunkt und einer sich in ihrer eigenen Umlaufbahn bewegenden Erde. Weiter war noch niemand gegangen, noch nicht einmal in seiner Fantasie – niemand außer mir, Giordano Bruno dem Nolaner, und diese geheime Theorie, kühner als alle, die jemals formuliert worden waren, war nur mir allein bekannt: dass das Universum keinen fixen Mittelpunkt hätte, sondern sich in die Unendlichkeit erstreckte, und dass jeder Stern in der samtschwarzen Dunkelheit über mir seine eigene, von eigenen unzähligen Welten umgebene Sonne wäre. Vielleicht betrachteten irgendwo dort oben Geschöpfe wie ich ebenfalls den Himmel und fragten sich, ob hinter den Grenzen ihres Wissens noch mehr existierte.

Eines Tages würde ich all dies in einem Buch zusammenfassen, meinem Lebenswerk; einem Buch, das so an den Grundpfeilern des Christentums rütteln würde wie einst Kopernikus' *De Revolutionibus Orbium Coelestium* – nein, stärker noch, es würde nicht nur sämtliche noch bestehenden wissenschaftlichen Zweifel der römischen Kirche, sondern der ganzen christlichen Religion ausräumen. Aber es gab noch so viel, was ich lernen und begreifen, so viele Bücher, die ich lesen müsste ... Bücher über Astrologie und uralte Magie, die alle von den Dominikanern verboten worden waren und die ich in der Bibliothek von San Domenico Maggiore nicht finden würde. Ich wusste, dass mir, wenn ich mich vor der Heiligen Inquisition verantworten müsste, all dies mit glühenden Zangen, auf dem Streckbett oder dem Rad entrissen werden würde, bis ich meine unausgegorenen Hypothesen vor meinen Peinigern auf den Boden kotzen und dafür als Ketzer verbrannt werden würde. Ich war achtundzwanzig Jahre alt, ich wollte noch nicht sterben. Mir blieb keine andere Wahl als die Flucht.

Es war kurz nach der Komplet, die Mönche von San Domenico zogen sich für die Nacht zurück. Ich stürmte in die Zelle, die ich mir mit Bruder Paolo aus Rimini teilte. Die meinem Haar und meiner Kutte entströmende nächtliche Kühle breitete sich in dem winzigen Raum aus, während ich meine wenigen

Habseligkeiten in fieberhafter Eile in eine Ölzeugtasche stopfte. Paolo hatte in Gedanken versunken auf seinem Strohsack gelegen, als ich die Tür aufgerissen hatte; jetzt stützte er sich auf einen Ellbogen und beobachtete bestürzt mein hektisches Tun. Wir waren beide mit siebzehn als Novizen ins Kloster eingetreten, und jetzt, gut elf Jahre später, war er der Einzige, den ich als Bruder im wahrsten Sinne des Wortes betrachtete.

»Sie haben nach dem Vater Inquisitor geschickt«, erklärte ich atemlos. »Ich darf keine Zeit verlieren.«

»Du hast schon wieder die Komplet verpasst. Ich habe dich gewarnt, Bruno.« Paolo schüttelte den Kopf. »Wenn du jeden Abend so viele Stunden auf dem Abtritt verbringst, werden die Mönche Verdacht schöpfen. Bruder Tomasso hat jedem erzählt, du littest an einer unangenehmen Magen-Darm-Krankheit – und ich meinte, es würde nicht lange dauern, bis der Schnüffler Montalcino herausfindet, was du da wirklich treibst, und den Abt davon in Kenntnis setzt.«

»Es war doch nur Erasmus, um Himmels willen«, versetzte ich gereizt. »Ich muss so schnell wie möglich aufbrechen, Paolo, ehe sie mich verhören. Hast du meinen Winterumhang gesehen?«

Paolos Gesicht wurde plötzlich ernst. »Bruno, du weißt, dass es einem Dominikaner bei Strafe der Exkommunikation verboten ist, seinen Orden zu verlassen. Wenn du fortläufst, werden sie es als Geständnis werten und dich per Haftbefehl suchen lassen. Du wirst als Ketzer verurteilt!«

»Und wenn ich hierbleibe, erwartet mich dasselbe Schicksal«, gab ich zurück. »*In absentia* wird es allerdings weniger unangenehm werden.«

»Aber wo willst du hin? Wovon willst du leben?« Mein Freund wirkte so besorgt, dass ich mit meiner Suche innehielt und ihm eine Hand auf die Schulter legte.

»Ich werde nachts reisen, und ich werde singen und tanzen und um Brot betteln, wenn es sein muss, und wenn genug Meilen zwischen mir und Neapel liegen, werde ich meinen Lebensunterhalt als Lehrer verdienen. Ich habe letztes Jahr meinen

Doktor der Theologie gemacht – und in Italien gibt es viele Universitäten.« Ich versuchte, unbekümmert und zuversichtlich zu klingen, in Wahrheit schlug mir freilich das Herz bis zum Hals, und meine Eingeweide drohten sich in Wasser zu verwandeln. Der Umstand, dass ich mich nicht mehr in die Nähe des Abtritts wagen durfte, entbehrte nicht einer gewissen Ironie.

»Wenn dich die Inquisition als Ketzer brandmarkt, wirst du in Italien nie sicher sein«, gab Paolo traurig zu bedenken. »Sie werden nicht ruhen, bis sie dich auf den Scheiterhaufen gebracht haben.«

»Dann muss ich hier weg, bevor es dazu kommen kann. Vielleicht gehe ich nach Frankreich.«

Ich wandte mich ab, um meinen Umhang zu suchen. Just in diesem Moment flammte in meiner Erinnerung ein Bild auf, so klar und deutlich wie an dem Tag, an dem es sich in mein Gedächtnis eingebrannt hatte – das Bild eines Mannes, der vom Feuer verzehrt wurde und voller Qual den Hals verrenkte, um sein Gesicht vor der Hitze der hungrig an seinen Kleidern leckenden Flammen zu schützen. Diese sinnlose, allzu menschliche Geste verfolgte mich noch Jahre später; der verzweifelte Versuch, das Gesicht vor dem Feuer zu bewahren, obwohl sein Kopf an einen Pfahl gebunden war. Seither hatte ich es bewusst vermieden, einem weiteren Flammentod eines Menschen auf dem Scheiterhaufen beizuwohnen. Ich war damals zwölf Jahre alt gewesen, und mein Vater, ein Berufssoldat und frommer Christ, hatte mich nach Rom mitgenommen, damit ich mir eine öffentliche Hinrichtung ansehen konnte – derartige Dinge gehörten seiner Meinung nach zu meiner Erziehung und Ausbildung. Wir hatten einen guten Platz auf dem Campo dei Fiori ergattert, und ich hatte mich gewundert, wie viele Menschen sich eingefunden hatten, die Profit aus dem entsetzlichen Schauspiel schlagen wollten – als handelte es sich um eine Bärenhatz oder einen Jahrmarkt: Pamphletverkäufer, Bettelmönche sowie Männer und Frauen, die mit Tablets um ihren Hals von einem zum anderen gingen und Brot, Kuchen und Dörrfisch feilboten.

Auch mit der Grausamkeit des Publikums hatte ich nicht gerechnet; die entfesselte, grölende Menge verhöhnte den Gefangenen, spie ihn an und bewarf ihn mit Steinen, als er mit gesenktem Kopf schweigend zwischen seinen Wächtern auf den Scheiterhaufen zuschritt. Ich fragte mich, ob er aus Scham schwieg oder um sich einen Rest von Würde zu bewahren, aber mein Vater erklärte mir, dass man ihm einen Eisendorn durch die Zunge getrieben hätte, damit er nicht versuchen könnte, die Zuschauer zu seinem teuflischen Glauben zu bekehren, indem er noch kurz vor seinem Tod schändliche Hetzreden verbreitete.

Er wurde an den Pfahl gebunden, und man schichtete Reisigbündel um ihn herum auf, bis er kaum noch zu sehen war. Als eine Fackel an das Holz gehalten wurde, ertönte ein lautes Knacken, und das Reisig fing sofort Feuer. Mein Vater nickte zustimmend; manchmal, so erklärte er, gestatteten die Behörden, wenn sie sich gnädig zeigen wollten, grünes Holz für die Errichtung des Scheiterhaufens zu verwenden, sodass der Verurteilte zumeist im Rauch erstickte, bevor er die Flammen spürte. Doch bei den schlimmsten Ketzern – Hexen, Zauberern, Gottesleugnern, Lutheranern und Benandanti – sorgte man dafür, dass das Holz so trocken war wie die Hänge des Monte Cicala im Sommer, damit die Flammen den Sünder peinigten, bis er Gott mit seinem letzten Atemzug um Vergebung für seine Verfehlungen anflehte.

Ich wollte den Blick abwenden, sobald die Flammen züngelnd auf das Gesicht des Mannes übergriffen, um es zu verschlingen, mein Vater dagegen stand weiterhin unerschütterlich wie ein Fels neben mir und verfolgte das grausame Geschehen, als wäre es ein Teil seiner Pflichten gegenüber Gott, die Todesqualen des Delinquenten mit anzusehen, ohne mit der Wimper zu zucken. Und da ich nicht weniger männlich oder fromm erscheinen wollte als er, nahm ich mich zusammen. Ich hörte die erstickten Schreie, die aus dem verschlossenen Mund des Verurteilten drangen, als seine Augen aus den Höhlen quollen, ich hörte das

Zischen und Prasseln, als seine Haut zu verschrumpeln, sich vom Fleisch zu lösen und die blutige Masse darunter zu schmelzen begann. Ich roch das verbrannte Fleisch, ein Geruch, der mich auf Ekel erregende Weise an das Wildschwein erinnerte, das bei Straßenfesten in Nola immer über einer Grube geröstet wurde. Aber die Jubelrufe und die Begeisterung der Menge, als der Ketzer endlich sein Leben aushauchte, ließ sich ganz und gar nicht mit der Atmosphäre eines Festes zu Ehren eines Heiligen vergleichen, ich fand das ganze Schauspiel einfach nur abstoßend. Auf dem Heimweg fragte ich meinen Vater, warum der Mann eines dermaßen grausamen Todes hatte sterben müssen. Hatte er jemanden umgebracht? Mein Vater antwortete, er sei ein Ketzer gewesen. Als ich ihn bat, mir zu erklären, was denn ein Ketzer wäre, sagte er, der Mann habe die Autorität des Papstes nicht anerkannt, indem er die Existenz der Hölle und des Fegefeuers leugnete. So lernte ich, dass in Italien Worte und Gedanken genauso gefährlich sein konnten wie Schwerter und Pfeile und dass ein Philosoph oder ein Wissenschaftler genauso viel Mut aufbringen musste wie ein Soldat, wenn er öffentlich seine Meinung vertreten wollte.

Ich hörte, wie irgendwo im Gebäude eine Tür heftig zugeschlagen wurde.

»Sie kommen«, flüsterte ich Paolo drängend zu. »Wo zum Teufel ist mein Umhang?«

»Hier.« Er reichte mir seinen eigenen und nahm sich einen Moment Zeit, um ihn mir um die Schultern zu legen. »Und nimm den hier.« Er drückte mir eine Lederscheide in die Hand, in der ein kleiner Dolch mit beinernem Griff steckte. Ich sah ihn überrascht an. »Ein Geschenk meines Vaters«, murmelte er. »Da, wo du hingehst, brauchst du ihn nötiger als ich. Und jetzt, *sbrigati*. Beeil dich!«

Das schmale Fenster unserer Zelle war gerade groß genug, dass ich auf das Sims klettern und mich hindurchzwängen könnte – erst mit einem Bein, dann mit dem anderen. Wir befanden uns im ersten Stock des Klosters, allerdings ragte unge-

fähr sechs Fuß unter dem Fenster das Schrägdach des Quartiers der Laienbrüder so weit vor, dass ich darauf landen könnte, wenn ich den Fall sorgfältig berechnete. Von dort aus könnte ich mich an einem Strebepfeiler hinunterhangeln und, falls es mir gelänge, den Garten unbemerkt zu durchqueren, über die äußere Klostermauer klettern und im Schutz der Dunkelheit in den Straßen von Neapel verschwinden.

Ich schob den Dolch in meine Kutte, warf mir die Tasche über die Schulter, zog mich auf das Sims und hielt inne, um nach draußen zu spähen. Der Mond hing fahl und geschwollen über der Stadt, rauchige Wolkenfetzen zogen über ihn hinweg. Alles war totenstill. Einen Moment lang kam ich mir so vor, als würde ich im freien Raum zwischen zwei Leben schweben. Dreizehn Jahre lang war ich ein Mönch gewesen. Wenn ich mein linkes Bein durch das Fenster schöbe und auf das unter mir liegende Dach spränge, würde ich dieses Leben für immer hinter mir lassen. Paolo hatte recht, ich würde wegen unerlaubten Verlassens meines Ordens exkommuniziert werden und hätte vielleicht noch schlimmere Strafen zu befürchten. Mein Freund blickte mit vor stummem Kummer trüben Augen zu mir empor und griff nach meiner Hand. Ich beugte mich zu ihm hinunter, um die Knöchel seiner Hand zu küssen, da vernahm ich draußen auf dem Gang erneut das Stampfen zahlreicher Füße.

»*Dio sia con te*«, flüsterte Paolo, und ich quetschte mich durch das kleine Fenster, drehte und wand mich so, dass ich nur noch an den Fingerspitzen baumelte. Dann ließ ich, auf Gott und mein Glück vertrauend, das Fenstersims los. Unmittelbar nachdem ich ungeschickt auf dem Dach unter mir gelandet war, hörte ich, wie über mir der Fensterflügel hastig geschlossen wurde. Paolo schien es gerade noch rechtzeitig geschafft zu haben.

Das Mondlicht war Segen und Fluch zugleich. Ich hielt mich im Schatten der Mauer, als ich durch den Garten hinter den Unterkünften der Mönche huschte. Unter Zuhilfenahme wilder Ranken gelang es mir, die äußerste Mauer, die die Grenze des

Klostergeländes bildete, zu überwinden. Auf der anderen Seite ließ ich mich zu Boden fallen und rollte einen kleinen Hang zur Straße hinunter. Im nächsten Moment musste ich im Dunkel einer Türöffnung in Deckung gehen, weil ein Reiter auf einem schwarzen Pferd eilig die schmale Straße entlang auf das Kloster zugaloppierte. Sein aufgebauschter Umhang wallte hinter ihm her. Erst als ich mit wild hämmerndem Herzen und in den Ohren rauschendem Blut den Kopf hob und die runde Krempe seines Hutes erkannte, während er hügelaufrwärts in Richtung des Haupttores verschwand, wurde mir klar, dass es sich bei der Gestalt, die an mir vorübergejagt war, um den hiesigen Inquisitor handelte, der allein meiner wegen noch zu so später Stunde unterwegs war.

Irgendwann viel später vermochte ich mich nicht mehr weiterzuschleppen, deshalb kroch ich am Rand des Stadtgebiets von Neapel in einen Graben, um dort die Nacht zu verbringen. Paolos Umhang bot mir nur wenig Schutz vor der eisigen Kälte. Am zweiten Tag verdiente ich mir einen Schlafplatz und einen halben Laib Brot, indem ich im Stall eines an der Straße gelegenen Gasthauses arbeitete. In dieser Nacht überfiel mich ein Mann, während ich schlief, und ich erwachte mit geprellten Rippen, einer blutigen Nase und keinem Brot mehr im Beutel. Zum Glück hatte der Räuber nur seine Fäuste und kein Messer gebraucht, was, wie ich bald herausfand, unter den Vagabunden und Landstreichern, die in den billigen Gasthäusern entlang der Straße nach Rom übernachteten, an der Tagesordnung war. Am dritten Tag lernte ich, Acht zu geben, und hatte bereits die Hälfte der Strecke nach Rom zurückgelegt. Früher als gedacht vermisste ich den vertrauten Alltagstrott des Klosterlebens, der so lange mein Leben bestimmt hatte, zugleich empfand ich schon das berauschte Gefühl der Freiheit. Jetzt war ich mein eigener Herr und niemandem mehr Rechenschaft schuldig. In Rom würde ich mich geradewegs in die Höhle des Löwen begeben, das wusste ich, gleichwohl gefiel es mir, die Vorsehung herauszufordern. Entweder würde ich ein neues Leben als

freier Mann beginnen, oder die Inquisition würde mich aufspüren und mich den Flammen übergeben. Natürlich würde ich alles in meiner Macht Stehende tun, um zu verhindern, dass mich letzteres Schicksal ereilte – ich fürchtete mich nicht davor, für meine Überzeugungen zu sterben, aber nicht, bevor ich überhaupt entschieden hätte, welche dieser Überzeugungen es wert wären, für sie mein Leben aufs Spiel zu setzen.

Erster Teil

London, England
Mai 1583

I

Auf einem Pferd, das ich mir vom französischen Botschafter am Hof von Königin Elisabeth von England ausgeliehen hatte, ritt ich am Morgen des 20. Mai 1583 über die London Bridge. Die Sonne brannte bereits warm vom Himmel, obwohl es noch lange nicht Mittag war; glitzernde Lichter tanzten über die wellige Oberfläche der breiten Themse, und eine leichte Brise, die den Jauchegestank des Flusses mit sich brachte, wehte mir das Haar aus dem Gesicht. Mein Herz schwoll vor freudiger Erregung, als ich das südliche Ufer erreichte, nach rechts abbog und am Wasser entlang Richtung Winchester House ritt, wo ich mich der königlichen Abordnung anschließen und ein Boot besteigen würde, das uns zu der berühmten Universität von Oxford bringen sollte.

Der Palast der Bischöfe von Winchester war aus rotem Backstein im englischen Stil um einen Hofraum herum erbaut. Kunstvolle Schornsteine zierten das Dach der großen Halle, deren hohe rechteckige Fenster auf den Fluss hinausgingen. Vor dem Gebäude fiel eine weitläufige Rasenfläche zu einem großen Kai und einer Anlegestelle ab. Sowie ich näher kam, erkannte ich, dass sich dort auf dem Gras eine bunte Menschenmenge versammelt hatte. Fetzen fröhlicher Melodien zerrissen die Luft, als die Musiker zu proben begannen. Bestimmt die Hälfte der feinen Gesellschaft Londons schien sich in ihrem besten Festtagsstaat eingefunden zu haben, um das prunkvolle Schauspiel zu verfolgen. An den Stufen machten Diener ein großes,

mit Seidenvorhängen und roten und goldenen Kissen geschmücktes Boot bereit. Im Bug befanden sich Sitze für acht Ruderer, und im Heck schützte ein reich bestickter Baldachin die Sitzplätze der Fahrgäste vor der Sonne. Mit Edelsteinen besetzte bunte Banner flatterten im leichten Wind und reflektierten die Lichtstrahlen.

Ich stieg ab, und ein Diener eilte herbei, um mein Pferd zu halten, während ich unter den argwöhnischen Blicken einiger gut gekleideter Gentlemen auf das Haus zuschritt. Plötzlich spürte ich, wie sich eine Faust so fest zwischen meine Schulterblätter bohrte, dass ich beinahe gestolpert und zu Boden gestürzt wäre.

»Giordano Bruno, du alte Ratte! Haben sie dich doch noch nicht verbrannt?«

Sobald ich das Gleichgewicht wiedererlangt hatte, fuhr ich ärgerlich herum. Vor mir stand Philip Sidney, von einem Ohr zum anderen grinsend, breitbeinig und mit ausgebreiteten Armen, das Haar immer noch zu jener eigentümlichen Tolle frisiert, die ihm das Aussehen eines Schuljungen verlieh, der gerade aus dem Bett kam. Sidney, der aristokratische Soldat und Dichter, den ich während meiner Flucht durch Italien in Padua kennen gelernt hatte.

»Dafür müssten sie mich erst einmal einfangen, Philip.« Sein Anblick hatte mir ein breites Lächeln entlockt.

»*Sir* Philip, du ungehobelter Klotz – ich bin dieses Jahr zum Ritter geschlagen worden, falls du das noch nicht weißt.«

»Ausgezeichnet! Heißt das, dass du dir endlich bessere Manieren angewöhnst?«

Sidney schlang die Arme um mich und schlug mir noch einmal kräftig auf den Rücken. Uns verband eine kuriose Freundschaft, sinnierte ich, während ich seine Umarmung nach Atem ringend erwiderte. Unser sozialer Hintergrund hätte nicht verschiedener sein können – er entstammte einer der ersten Familien des englischen Hofes, woran er mich ständig zu erinnern pflegte –, aber in Padua hatten wir auf Anhieb festgestellt, dass

wir beide die Gabe besaßen, den anderen zum Lachen zu bringen, was an diesem ernsten, oft düsteren Ort wie ein belebender Sonnenstrahl gewirkt hatte. Auch jetzt noch, nach sechs Jahren, fühlte ich mich in seiner Gesellschaft weder linkisch noch unbehaglich. Wir waren augenblicklich wieder in unsere alte Gewohnheit verfallen, uns gegenseitig zu necken.

»Komm, Bruno.« Sidney legte mir einen Arm um die Schultern und führte mich über den Rasen zum Kai hinunter. »Bei Gott, es tut gut, dich wiederzusehen. Ohne dich wäre diese Reise nach Oxford unerträglich. Hast du schon von diesem polnischen Prinzen gehört?«

Ich schüttelte den Kopf. Sidney verdrehte die Augen.

»Nun, du wirst ihn früh genug kennen lernen, den durchlauchtigsten Palatin Albert Laski – einen polnischen Würdenträger mit zu viel Geld und zu wenigen Pflichten, der seine Zeit damit verbringt, die Höfe Europas mit seinen Besuchen zu belästigen. Er sollte von hier aus nach Paris reisen, allerdings gestattet ihm König Henri von Frankreich die Einreise in sein Land nicht, so ruht die Last, ihn zu unterhalten, noch ein wenig länger auf den Schultern Ihrer Majestät. Daher macht man auch um unsere Abreise ein solches Gewese – alle sind froh, ihn loszuwerden.« Er winkte in Richtung der Barke, dann blickte er sich flüchtig um, um sich zu vergewissern, dass uns niemand zuhörte. »Ich kann es dem französischen König nicht verdenken, dass er sich Laskis Besuch verboten hat, der Mann geht nämlich selbst seinen geduldigsten Mitmenschen innerhalb kürzester Zeit entsetzlich auf die Nerven. Trotzdem ist es eine reife Leistung – ich für meinen Teil kann mich auf eine oder zwei Schänken besinnen, die ich nicht mehr betreten darf, aber gleich aus einem ganzen Land verbannt zu werden zeugt fraglos von einem beachtlichen Talent, sich unbeliebt zu machen. Über das Laski im Übermaß verfügt, wie du sehen wirst. Doch ich denke, wir beide werden uns dennoch in Oxford eine schöne Zeit machen – du wirst die hirnlosen Schwachköpfe mit deinen fortschrittlichen Ideen in Erstaunen versetzen, und ich freue mich darauf, mich

in deinem Ruhm zu sonnen und dir meine alten Jagdgründe zu zeigen.« Er knuffte mich freundschaftlich in den Arm. »Bedauerlicherweise dient diese Reise nicht allein unserem Vergnügen, wie du ja weißt«, fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu.

Wir standen Seite an Seite am Ufer und blickten über den Fluss hinweg, auf dem es von kleinen Schiffen, Lastkähnen und weißen Segelbooten wimmelte, die über das schimmernde Wasser glitten. Die Frühlingssonne fiel auf die Fassaden der hübschen Ziegel- und Holzgebäude, die sich am gegenüberliegenden Ufer aneinanderreiheten. Weit im Norden ragte der große Turm von St. Paul's über den Dächern auf. Was für eine wundervolle Stadt London doch war, dachte ich bei mir, und wie glücklich ich mich schätzen konnte, hier sein zu dürfen, und noch dazu in solch erlesener Gesellschaft. Sidneys Stimme riss mich aus meiner Versunkenheit.

»Ich habe etwas von meinem zukünftigen Schwiegervater für dich – von Sir Francis Walsingham«, flüsterte er, den Blick immer noch auf den Fluss geheftet. »Da siehst du, was mir der Ritterstand eingetragen hat, Bruno – ich muss Botengänge für dich ausführen.« Er streckte sich, sah sich um und schützte mit einer Hand seine Augen vor der blendenden Sonne, als er zum Anlegeplatz unserer Barke hinüberspähte. Erst nachdem er die Lage sondiert hatte, öffnete er die Tasche aus Öltuch, die er bei sich trug, und entnahm ihr eine prall gefüllte Lederbörse. »Walsingham schickt dir dies. Dir könnten im Rahmen deiner Nachforschungen einige Ausgaben entstehen. Betrachte es als Vorschusszahlung.«

Sir Francis Walsingham, Königin Elisabeths erster Staatssekretär, dem ich die Teilnahme an dieser Reise zu verdanken hatte – allein die Erwähnung seines Namens jagte mir einen Schauer über den Rücken.

Wir entfernten uns ein Stück von der Menge, die die Blumen bestaunte, mit denen unsere Barke jetzt bestreut wurde. Außerdem scharten sich viele Menschen um einen Musikantentrupp, der eine Tanzweise angestimmt hatte.

»Aber jetzt verrate mir eines, Bruno – du willst doch nicht nur nach Oxford, um mit einer Horde stumpfsinniger Akademiker über Kopernikus zu diskutieren«, fuhr Sidney mit gedämpfter Stimme fort. »Sowie ich erfuhr, dass du nach England gekommen bist, ahnte ich, dass du irgendetwas Wichtigem auf der Spur sein musst.«

Ich blickte mich rasch nach allen Seiten um. Niemand befand sich in Hörweite.

»Ich bin auf der Suche nach einem Buch«, bekannte ich dann. »Nach einem, dem ich schon lange hinterherjage, und jetzt glaube ich, dass es nach England gebracht worden ist.«

»Wusste ich's doch!« Sidney packte mich am Arm und zog mich näher zu sich. »Und wovon handelt dieses Buch? Von irgendwelcher schwarzen Magie, mittels derer man die Macht des Universums freisetzen kann? Wenn ich mich recht erinnere, hast du dich schon in Padua mit derlei Dingen beschäftigt.«

Ich konnte nicht sagen, ob er sich über mich lustig machte oder nicht, doch ich beschloss, auf die Freundschaft zu vertrauen, die sich in Italien zwischen uns entwickelt hatte.

»Was würdest du sagen, Philip, wenn ich behaupte, dass das Universum unendlich ist?«

Er runzelte zweifelnd die Stirn.

»Ich würde sagen, das ginge sogar noch über Kopernikus' Ketzerei hinaus und du solltest deine Zunge hüten.«

»Ich glaube aber fest daran«, beharrte ich ruhig. »Kopernikus hat nur die halbe Wahrheit herausgefunden. Aristoteles' Bild des Kosmos mit Fixsternen und sieben Planeten, die die Erde umkreisen – das ist purer Unsinn. Kopernikus hat die Erde durch die Sonne als Mittelpunkt des Kosmos ersetzt, ich jedoch gehe noch weiter und sage, es gibt viele Sonnen, viele Mittelpunkte – so viele wie Sterne am Himmel. Das Universum ist unendlich, und wenn das zutrifft, warum sollte es nicht mit anderen Erden, anderen Welten und anderen Geschöpfen wie uns bevölkert sein? Ich habe beschlossen, es mir zur Lebensaufgabe zu machen, das zu beweisen.«

»Wie willst du das denn anstellen?«

»Ich will das alles mit eigenen Augen sehen«, versetzte ich, dabei starrte ich über den Fluss hinweg, weil ich ihm nicht in die Augen zu sehen wagte. »Ich werde in die Weiten des Universums hinter den Himmelskörpern vordringen.«

»Und wie genau soll sich das bewerkstelligen lassen? Willst du fliegen lernen?« In seiner Stimme schwangen jetzt Zweifel mit. Ich konnte ihm keinen Vorwurf daraus machen.

»Mittels des geheimen Wissens, das das verloren gegangene Buch des ägyptischen Weisen Hermes Trismegistos enthält, der diese Mysterien als Erster verstanden hat. Wenn es mir glücken sollte, es ausfindig zu machen, werde ich lernen, wie man im Licht göttlichen Verständnisses durch die Sphären aufsteigen und in den göttlichen Wesenskern eindringen kann.«

»In den Geist *Gottes* eindringen, Bruno?«

»Nein, hör zu. Seit wir uns zuletzt gesehen haben, habe ich die antike Magie der hermetischen Schriften und der hebräischen Kabbala studiert und begonnen, Dinge zu verstehen, die du für unmöglich halten würdest.« Ich zögerte. »Wenn ich lernen kann, den Aufstieg zu vollziehen, den Hermes beschreibt, dann werde ich einen Blick auf das erhaschen, was jenseits des uns bekannten Kosmos liegt – das unendliche Universum und seine Seele, von der wir alle ein Teil sind.«

Ich dachte, er würde anfangen zu lachen, doch stattdessen wirkte er mit einem Mal sehr nachdenklich.

»Das klingt für mich nach gefährlicher Hexerei, Bruno. Und was würdest du damit beweisen? Dass es keinen Gott gibt?«

»Dass wir alle Gott sind«, gab ich bestimmt zurück. »Die Göttlichkeit wohnt in uns allen und in der Materie des Universums. Mit dem richtigen Wissen können wir uns sämtliche Kräfte des Kosmos zunutze machen. Wenn wir das begreifen, können wir Gott gleich werden.«

Sidney starrte mich ungläubig an.

»Beim Blut Christi, Bruno! Du kannst nicht herumlaufen und dich mit Gott auf eine Stufe stellen! Hier gibt es zwar keine

Inquisition, aber keine christliche Kirche wird die Verbreitung solcher Theorien einfach hinnehmen – du wirst auf direktem Weg ins Feuer wandern!«

»Weil die christliche Kirche durch und durch korrupt ist, jede einzelne Splittergruppe davon – genau das will ich ja aufzeigen. Sie ist nur ein blasser Schatten, ein Abglanz einer alten Wahrheit, die schon lange existiert hat, bevor Christus auf Erden wandelte. Wenn uns das einmal klar ist, ist auch eine echte Reform der Kirche möglich. Die Menschen würden über den Zwistigkeiten stehen, wegen derer so viel Blut vergossen wurde und noch vergossen wird, und verstehen, dass sie im Grunde genommen eins sind.«

Sidneys Gesicht wurde noch ernster.

»Mein alter Lehrer Doktor Dee hat auch solche Ansichten vertreten. – Er hatte während der Zerstörung der Klosterbibliotheken viele solcher Manuskripte über antike Magie gerettet und gesammelt und wurde deswegen als Nekromant bezeichnet – und das nicht nur vom gewöhnlichen Volk. Für ihn sprach allemal, dass er gebürtiger Engländer und darüber hinaus der Hofastrologe der Königin ist. Du aber sei besonders vorsichtig, mein Freund! Sieh zu, dass du nicht ebenfalls in den Ruf gerätst, ein schwarzer Magier zu sein – als Katholik und Ausländer bist du ohnehin schon verdächtig genug.« Er trat zurück und musterte mich neugierig. »Dieses Buch – glaubst du, du wirst es in Oxford finden?«

»Während meiner Zeit in Paris erfuhr ich, dass es gegen Ende des letzten Jahrhunderts nach Florenz geschafft wurde, und falls mein Informant die Wahrheit gesagt hat, hat es ein englischer Sammler einer der hiesigen großen Bibliotheken geschenkt, wo es unbeachtet verstaubt, weil niemand, der es je in den Händen hielt, seine Bedeutung erkannt hat. Viele Engländer, die Italien bereist haben, haben an englischen Universitäten studiert und ihnen ihre Büchersammlungen hinterlassen, also kann ich mit meiner Suche genauso gut in Oxford anfangen wie anderswo.«

»Du solltest damit beginnen, dass du John Dee zu Rate

ziehst«, schlug Sidney vor. »Er besitzt die größte Privatbibliothek in Europa.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Wenn dein Doktor Dee dieses Buch hätte, wüsste er, worauf er da gestoßen ist, und hätte diese Erkenntnis irgendwie publik gemacht. Nein, es ist bislang noch nicht gefunden worden, davon bin ich überzeugt.«

»Wenn du meinst ... Doch denk daran, dass du in Oxford in erster Linie Walsinghams Auftrag ausführen musst.« Er schlug mir erneut auf den Rücken. »Und vergiss über deinen Schnüffeleien in den Bibliotheken bitte nicht, dass ich auch noch da bin, Bruno! Während unseres Aufenthaltes dort will ich mich ein bisschen amüsieren. Schlimm genug, dass ich für diesen aufgeplusterten polnischen Pfau Laski das Kindermädchen spielen muss – ich will nicht auch noch jeden Abend in der Gesellschaft einer Schar rückständiger alter Theologen verbringen, vielen Dank! Wir beide werden die Stadt unsicher machen und dafür sorgen, dass die Frauen von Oxford ein paar Tage lang breitbeinig gehen müssen!«

»Ich dachte, du sollst Walsinghams Tochter heiraten?« Entrüstung heuchelnd zog ich eine Augenbraue hoch.

Sidney verdrehte die Augen.

»Wenn die Königin geruht, ihre Zustimmung zu geben. In der Zwischenzeit fühle ich mich nicht an ein Ehegelübde gebunden. Und – wie steht es mit dir, Bruno? Hast du dich auf deiner Reise durch Europa für die Jahre im Kloster schadlos gehalten?« Er versetzte mir einen viel sagenden Rippenstoß.

Ich rieb mir lächelnd die Seite.

»Vor drei Jahren, in Toulouse, gab es eine Frau namens Morgana, die Tochter eines hugenottischen Edelmanns. Ich habe ihrem Bruder Privatunterricht in Metaphysik erteilt, aber jedes Mal, wenn ihr Vater nicht daheim war, bat sie mich, noch länger zu bleiben und mit ihr zu lesen. Sie hungerte geradezu nach Wissen – was bei Frauen aus wohlhabenden Familien sehr selten vorkommt, wie ich festgestellt habe.«

»War sie hübsch?« Sidneys Augen funkelten.

»Sie war wunderschön.« Ich biss mir auf die Lippe, als ich Morganas strahlend blaue Augen wieder vor mir sah und mich daran erinnerte, wie sie versucht hatte, mich zum Lachen zu bringen, wenn sie fand, dass ich zu tief in Schwermut versinke. »Ich habe ihr heimlich den Hof gemacht, ich glaubte allerdings immer, dass unsere gemeinsame Zeit begrenzt sein würde. Dem Wunsch ihres Vaters gemäß sollte sie einen hugenottischen Adligen heiraten, keinen italienischen Katholiken auf der Flucht. Selbst als ich als Professor der Philosophie an die Universität von Toulouse berufen wurde und genug verdiente, um eine Familie gründen zu können, hätte er einer solchen Verbindung nie zugestimmt, und er drohte, seinen gesamten Einfluss in der Stadt aufzubieten, um mich zu vernichten.«

»Was geschah dann?«, erkundigte sich Sidney fasziniert.

»Morgana flehte mich an, mit ihr fortzulaufen.« Ich seufzte. »Ich hätte mich beinahe überreden lassen, aber tief in meinem Herzen wusste ich, dass Flucht keine Lösung wäre und uns beiden nicht die Zukunft bringen würde, die wir uns erträumten. Also machte ich mich eines Nachts unbemerkt aus dem Staub und ging nach Paris, wo ich meine ganze Energie darauf verwandte, zu schreiben und bei Hof Karriere zu machen. Oft denke ich indessen über das Leben nach, auf das ich verzichtet habe, und frage mich, wo es mich wohl hingeführt hätte.« Meine Stimme verklang, und ich senkte den Blick, als mich die Erinnerungen zu überwältigen drohten.

»Jedenfalls wärest du dann nicht hier, mein Freund. Außerdem ist sie inzwischen wahrscheinlich längst mit irgendeinem gichtigen alten Herzog verheiratet«, meinte Sidney tröstend.

»Das wäre sie vermutlich«, stimmte ich ihm zu, »wenn sie am Leben geblieben wäre. Ihr Vater hatte eine Heirat mit einem seiner Freunde arrangiert, kurz vor der Hochzeit hatte sie jedoch einen Unfall. Sie ist ertrunken. Ihr Bruder schrieb es mir.«

»Du glaubst, sie hat Hand an sich gelegt?« Sidneys Augen weiteten sich ungläubig.

»Das werde ich wohl nie erfahren.«

Ich verstummte und blickte über das Wasser hinweg.

»Tja, das tut mir leid«, sagte Sidney nach einer Weile, dabei klopfte er mir auf die sachliche Art und Weise, die viele Engländer an den Tag legen, auf den Rücken. »Aber trotz alledem – die Frauen an König Henris Hof haben dir doch sicher zahlreiche Zerstreungen geboten, eh?«

Ich betrachtete ihn einen Moment lang nachdenklich. Besaßen die englischen Adligen wirklich so wenig Feingefühl, oder gaben sie dies nur vor, um sich keine schmerzlichen Empfindungen anmerken zu lassen?

»O ja, diese Frauen waren bezaubernd und anfangs mehr als bereit, mir ihre Aufmerksamkeit zu schenken, freilich kam ich bald zu dem Schluss, dass es ihnen an der Fähigkeit zu geistreicher Konversation mangelte.« Ich rang mir ein Lächeln ab. »Und sie kamen zu dem Schluss, dass es sich nicht lohnte, sich dauerhaft mit einem Mann ohne Vermögen und Titel einzulassen.«

»Da hast du es, Bruno – wenn du dich auf Frauen versteifst, mit denen du ernsthafte Gespräche führen kannst, wirst du nur Enttäuschungen erleben.« Sidney schüttelte den Kopf, als sei allein der Gedanke absurd. »Hör auf meinen Rat – schärfe deinen Geist in der Gesellschaft anderer Männer und suche bei Frauen nur die angenehmen Dinge des Lebens.«

Er grinste breit und zwinkerte mir zu.

»Jetzt muss ich das Beladen der Barke überwachen, sonst können wir nie ablegen, und wir sollen heute Abend im Palast von Windsor speisen, folglich müssen wir uns beeilen! Angeblich soll heute Nacht ein Sturm aufziehen. Nein, die Königin wird natürlich nicht anwesend sein«, fügte er hinzu, als er meine hochgezogenen Brauen bemerkte. »Ich fürchte, die Verantwortung, den Palatin zu unterhalten, bis wir Oxford erreichen, liegt ganz allein bei uns, Bruno. Also wappne dich schon einmal dafür und bete zu deiner sogenannten allumfassenden Seele, dass sie dir die Kraft dazu gibt.«

»Ich neige gewiss nicht zur Prahlerei, aber meine Freunde haben mich schon oft als begnadeten Dichter bezeichnet, Sir Philip«, quiekte Palatin Laski mit seiner schrillen Stimme, die grundsätzlich so klang, als bringe er eine Klage vor. Unser Boot glitt gerade auf Hampton Court zu. »Ich dachte mir, wenn wir der Disputationen an der Universität überdrüssig werden ...«, hier warf er einen viel sagenden Blick in meine Richtung, »... könnten wir beide, Ihr und ich, einen Teil unseres Aufenthaltes in Oxford dazu nutzen, uns gegenseitig unsere Werke vorzulesen – von Poet zu Poet sozusagen. Was meint Ihr dazu?«

»Dann müssen wir Bruno in das Gespräch mit einbeziehen.« Sidney betrachtete mich mit einem verschwörerischen Grinsen. »Er ist nämlich nicht nur ein Gelehrter, sondern hat auch ein komisches Drama in Versform für die Bühne geschrieben, nicht wahr, Bruno? Wie heißt es doch gleich?«

»Die Fackelträger«, brummte ich und fuhr fort, die Aussicht zu bewundern. Ich hatte das Stück Morgana gewidmet, und es war für mich untrennbar mit der Erinnerung an sie verbunden.

»Davon habe ich noch nie gehört«, erwiderte der Palatin herablassend.

Noch ehe unsere Reisegruppe Richmond erreicht hatte, stellte ich fest, dass ich mit meinem Gönner König Henri III. von Frankreich vollkommen einer Meinung war: Palatin Laski war kaum zu ertragen. Er war fett und rotgesichtig, übermäßig von sich eingenommen und liebte es, den Klang seiner eigenen Stimme zu hören. Trotz seiner kostbaren Kleider schien er das Badehaus nur äußerst selten aufzusuchen. In der warmen Sonne verströmte er einen Gestank, der mir zusammen mit den Ausdünstungen der faulig-braunen Themse die ansonsten angenehme Reise verdarb.

Wir hatten unter lautstarken Trompetenfanfaren vom Kai von Winchester House abgelegt; ein Boot voller Musikanten hatte sich an unserer Seite gehalten, sodass der endlose Monolog des Palatins vom Trillern der Flötenspieler zu unserer Rechten begleitet wurde. Mein Unbehagen verstärkte sich zusehends,

denn die Blumen, die so großzügig in der Barke verstreut worden waren, reizten mich zum Niesen. Ich sank in die Seidenkissen zurück und versuchte, mich auf das rhythmische Plätschern der Ruder zu konzentrieren, während wir majestätisch durch die Stadt glitten. Kleinere Boote machten uns ehrerbietig Platz, und die Insassen zogen, wenn sie die königliche Barke erkannten, respektvoll ihre Kappen und starrten uns an. Mir für meinen Teil war es fast gelungen, das Geplapper des Palatins zu einem Hintergrundgemurmel zu reduzieren, während ich die Aussicht genoss, und ich hätte mich damit zufriedengegeben, mich an der sanft gewellten, hier und da bewaldeten grünen Landschaft zu erfreuen, doch Sidney war entschlossen, den Polen zu unterhalten, und verlangte dabei meine Unterstützung.

»Dort seht Ihr den großen Hampton-Court-Palast, der einst Kardinal Wolsey, dem Günstling unseres Königinvaters gehörte.« Er deutete mit großer Geste zum Ufer hinüber, als wir uns den imposanten roten Backsteinmauern näherten. »Nicht dass er lange Freude daran gehabt hätte – das ist das Schicksal eines jeden, der von den Launen eines Prinzen abhängig ist. Doch Euch scheint die Königin sehr zu schätzen, Laski, sonst hätte sie nicht einen solchen Aufwand betrieben, um Euch den Aufenthalt in London und diese Reise so angenehm wie möglich zu machen.«

Der Palatin warf sich in die Brust.

»Nun, es steht mir natürlich nicht an, so etwas zu sagen, aber ich denke, am englischen Hof ist es allgemein bekannt, dass Palatin Laski die Gastfreundschaft Ihrer Majestät in höchstem Maße genießt.«

»Und da sie sich nun mit dem Herzog von Anjou überworfen hat, frage ich mich, ob wir, ihre Untertanen, jetzt ein Bündnis mit Polen in Erwägung ziehen sollten?«, fuhr Sidney tückisch fort.

Der Palatin legte die Spitzen seiner dicken Finger wie zum Gebet gegeneinander und schürzte die feuchten Lippen. Seine kleinen Schweinsäuglein glänzten selbstgefällig.

»Eigentlich dürfte ich es ja gar nicht laut aussprechen, aber natürlich ist mir während meines Aufenthalts bei Hof nicht entgangen, dass die Königin mir ... nun, sagen wir, besondere Aufmerksamkeit zukommen ließ. Selbstverständlich hat sie äußerste Vorsicht und Zurückhaltung walten lassen, ich denke allerdings, Männer von Welt wie Ihr, Sir Philip, und ich, die nicht hinter Klostermauern begraben waren, bemerken sofort, wenn eine Frau uns mit Verlangen im Blick ansieht, nicht wahr?«

Bei diesen Worten konnte ich ein ungläubiges Schnauben nicht unterdrücken, das ich als weiteren Niesanfall tarnen musste.

Die Spielmänner beendeten ihre ausgelassene Weise und stimmten eine melancholische Melodie an, die es mir erlaubte, in nachdenkliches Schweigen zu verfallen, während Felder und Wälder an uns vorüberglitten und der Fluss schmaler wurde und daher weniger stark befahren. Über uns ballten sich Wolken zusammen, die sich im Wasser widerspiegelten, und die Hitze wurde schwer und drückend. Offenbar hatte Sidney recht, ein Sturm war im Anzug.

»Auf jeden Fall habe ich mir die Freiheit genommen, ein Sonett zu verfassen, das die Schönheit der Königin preist, Sir Philip«, verkündete der Palatin nach einer Weile. »Und ich überlege, es zuerst Euch vorzutragen, bevor es ihre zarten Ohren zu hören bekommen. Ich würde den wohlmeinenden Rat eines Dichterkollegen sehr zu schätzen wissen.«

»Da wendet Ihr Euch lieber an Bruno«, erwiderte Sidney obenhin und ließ derweilen eine Hand müßig durch das Wasser gleiten. »Seine Landsleute haben diese Gedichtform erfunden. Ist es nicht so, Bruno?«

Ich warf ihm einen vernichtenden Blick zu und ließ meine Gedanken erneut wandern, während der Palatin mit seinem ermüdenden Vortrag begann.

Wenn jemand im Verlauf der Zeit, in der ich mich die ganze italienischen Halbinsel hinauf von Stadt zu Stadt durchgebettelt

und Lehrertätigkeiten übernommen hatte, wann immer es mir möglich gewesen war, und in der ich in billigen Gasthäusern genächtigt hatte, wenn ich keine Arbeit hatte finden können, vorhergesagt hätte, dass ich einst als Vertrauter von Königen und Höflingen enden würde, hätte wohl alle Welt gedacht, derjenige habe den Verstand verloren. Alle – außer mir selbst: Ich hatte immer schon auf meine Fähigkeit vertraut, nicht nur zu überleben, sondern es auch aus eigener Kraft zu etwas zu bringen. Für mich zählten Geist und Verstand mehr als das Privileg, in eine adlige Familie hineingeboren worden zu sein; Wissbegier und die Bereitschaft zum Lernen waren für mich stets mehr wert gewesen als Rang und Stand, und ich war der festen Überzeugung, dass auch andere früher oder später einsehen würden, dass ich mit meiner Sichtweise richtiglag. Dieses Wissen gab mir die Kraft, Hürden zu überwinden, die andere Männer abgeschreckt hätten. So war ich im Alter von fünf- unddreißig Jahren vom reisenden Lehrer und flüchtigen Ketzer so hoch aufgestiegen, wie es sich ein Philosoph nur erträumen konnte: Ich war ein Günstling am Hof von König Henri III. in Paris, sein Privatlehrer in der Kunst, das Gedächtnis zu schulen, sowie Philosophieprofessor an der berühmten Sorbonne. Aber wie alle anderen Orte, die ich während meines siebenjährigen Exils bereist hatte, war auch Frankreich von religiösen Kriegen zerrüttet. Die katholische Fraktion in Paris unter der Führung von Familie Guise begann die Hugenotten immer stärker zu unterdrücken, sodass bereits gemunkelt wurde, die Inquisition wäre auf dem Weg nach Frankreich. Zur gleichen Zeit trugen mir meine freundschaftliche Beziehung zum König und die Beliebtheit meiner Vorlesungen die Feindschaft der gelehrten Doktoren der Sorbonne ein, und in den Straßen und Gassen waren bereits Gerüchte im Umlauf, die auch den Höflingen zu Ohren kamen: Mein einzigartiges Gedächtnisschulungssystem sei eine Form der schwarzen Magie, die ich benutzte, um mit Dämonen zu kommunizieren. Dies wertete ich als Zeichen weiterzuziehen, wie ich es schon in Venedig, Padua,

Genua, Lyon, Toulouse und Genf getan hatte, wenn mich meine Vergangenheit einzuholen drohte. Wie so viele religiöse Flüchtlinge vor mir suchte ich im toleranten London von Elisabeth Zuflucht, wo die Römische Inquisition über keine Gerichtsbarkeit verfügte und wo ich überdies das verschollene Buch des ägyptischen Hohepriesters Hermes Trismegistos zu finden hoffte.

Spätnachmittags legte die königliche Barke in Windsor an, wo wir von livrierten Diensthofen in Empfang genommen und zu unseren Unterkünften im Palast geführt wurden, um dort zu Abend zu essen und uns auszuruhen, bis wir früh am nächsten Morgen nach Oxford weiterreisten. Das Mahl verlief ziemlich schweigsam, was wohl zum Teil daran lag, dass sich der Himmel bedrohlich verdunkelt hatte, sodass die Kerzen schon früh entzündet werden mussten, und bis zum Ende unserer Mahlzeit lief das Wasser bereits in Strömen an den hohen Fenstern der großen Halle hinunter.

»Wenn das so weitergeht, fährt morgen kein Boot«, bemerkte Sidney, als die Diener den Tisch abräumten. »Dann müssen wir den Rest der Reise auf der Straße zurücklegen, falls wir Pferde auftreiben können.«

Der Palatin, der die Bootsfahrt sichtlich genossen hatte, verzog schmollend die Lippen.

»Ich bin kein geübter Reiter«, nörgelte er. »Wir brauchen wenigstens eine Kutsche. Oder wir warten hier, bis sich das Wetter bessert«, schlug er hoffnungsvoll vor, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und musterte begehrlieh die kostbaren Möbel in der Halle.

»Dazu fehlt uns die Zeit«, erwiderte Sidney. »Die Disputation findet übermorgen statt, und unser Redner muss sich noch die Argumente zurechtlegen, mit denen er seine Gegner zerschmettern wird, eh, Bruno?«

Ich wandte meine Aufmerksamkeit vom Fenster ab und beobachtete ihn mit einem Lächeln.

»Tatsächlich wollte ich mich gerade aus genau diesem Grund entschuldigen«, sagte ich.

Sidney zog ein langes Gesicht.

»Oh – willst du nicht noch eine Weile sitzen bleiben und mit uns Karten spielen?« Die Aussicht, den Rest des Abends mit dem Palatin alleine verbringen zu müssen, erschreckte ihn sichtlich.

»Es tut mir leid, aber ich muss mich noch mit meinen Büchern beschäftigen.« Ich schob meinen Stuhl zurück. »Sonst lohnt es sich nicht, die Disputation überhaupt anzuhören.«

»Das trifft für die meisten zu, die ich über mich ergehen lassen musste«, warf der Palatin ein. »Nun, Sir Philip, dann werden wir uns eben zu zweit die Zeit vertreiben. Sollen wir uns gegenseitig vorlesen? Ich werde mehr Wein kommen lassen.«

Sidney warf mir einen um Hilfe flehenden Blick zu, als ich an ihm vorbeiging, doch ich zwinkerte nur und schloss die Tür hinter mir. Er war von uns beiden der professionelle Diplomat und dazu erzogen, mit Leuten wie Laski umzugehen. Ein lauter Donnerschlag ertönte, gerade als ich die üppig mit Malereien verzierte Treppe zu meiner Kammer emporstieg.

Lange Zeit studierte ich dort jedoch weder meine Unterlagen, noch versuchte ich, meine Gedanken zu ordnen, sondern lag nur auf dem Bett. Mir ging vieles durch den Kopf, während ich den Himmel betrachtete, der jetzt eine grünliche Färbung angenommen hatte. Blitz und Donner kamen immer näher, der Regen trommelte gegen das Glas und auf die Dachziegel, und ich fragte mich, warum die freudige Erregung, die ich noch am Morgen empfunden hatte, einer merkwürdigen inneren Unruhe gewichen war. Meine Zukunft in England, von der Zukunft meiner Arbeit ganz zu schweigen, hing in hohem Maße vom Ausgang dieser Reise nach Oxford ab, trotzdem wuchs mein Unbehagen ständig. In all den Jahren ohne Wurzeln, während derer ich mich allein auf meinen Überlebensinstinkt verlassen hatte, hatte ich gelernt, auf meine innere Stimme zu hören. Wenn ich Gefahr gewittert hatte, hatte mir der Lauf der Ereignisse für

gewöhnlich recht gegeben. Aber vielleicht rührte mein ungutes Gefühl auch nur daher, dass ich zum wiederholten Mal im Begriff stand, mir eine neue Maske anzulegen, mich in jemanden zu verwandeln, der ich nicht war.

Ich war noch keine ganze Woche in London gewesen – mein Gönner König Henri, der mir nur widerstrebend die Erlaubnis erteilt hatte, Paris zu verlassen, hatte mich beim französischen Botschafter untergebracht – als mich Königin Elisabeths Staatssekretär Sir Francis Walsingham zu sich rufen ließ. Es war nicht die Art von Einladung, die man ablehnte, obwohl ich keine Ahnung hatte, was ein so bedeutender Staatsmann von mir wollte. Am nächsten Tag ritt ich also zu seinem Herrenhaus in der florierenden Seething Lane in der Nähe des Towers im Osten Londons und wurde von einem gehetzt dreinblickenden Haushofmeister durch das Haus in einen gepflegten Garten geführt. Hinter einer Reihe geometrisch gestutzter Buchsbäume erstreckte sich eine Rasenfläche, dahinter standen einige Obstbäume in voller Blüte. Sie bildeten ein prachtvolles Kronendach in Weiß und Rosarot, unter dem eine hochgewachsene, schwarz gekleidete Gestalt zu den ineinander verschlungenen Ästen aufblickte.

Auf das Nicken des Haushofmeisters hin trat ich auf den Mann zu, der sich umgedreht hatte, um mich anzusehen – das glaubte ich zumindest, denn im Schein der Nachmittagssonne konnte ich nur seine dunkle Silhouette erkennen. Ich blieb ein paar Schritte von ihm entfernt stehen und verneigte mich tief.

»Giordano Bruno aus Nola, zu Euren Diensten.«

»*Buona sera, Signor Bruno, e benvenuto, benvenuto*«, sagte er warm, dabei streckte er seine rechte Hand aus, um nach englischer Manier die meine zu schütteln. Sein Italienisch war nur schwach mit dem harten Akzent seiner Muttersprache behaftet, und als er näher kam, konnte ich sein Gesicht erstmals deutlich sehen: Es war lang geschnitten und wirkte durch die eng anlie-

gende schwarze Kappe, die sein schütteres Haar bedeckte, noch ernster. Ich schätzte ihn auf ungefähr fünfzig Jahre. In seinen Augen leuchtete eine wache Intelligenz, die verriet, dass er um sich herum keine Dummköpfe duldete. Zugleich wirkte er zutiefst erschöpft, wie ein Mann, der eine schwere Last zu tragen hatte und zu wenig Schlaf bekam.

»Vor vierzehn Tagen erhielt ich einen Brief unseres Botschafters in Paris, der mich von Eurer Abreise nach London in Kenntnis setzte«, begann er ohne Einleitung. »Ihr seid am französischen Hof gut bekannt. Unser Botschafter sagt, er kann Eure Religion nicht empfehlen. Was meint er Eurer Meinung nach wohl damit?«

»Vielleicht bezieht er sich darauf, dass ich früher Mitglied eines heiligen Ordens war – oder darauf, dass ich es nicht mehr bin«, erwiderte ich vorsichtig.

»Oder er meint etwas ganz anderes.« Walsingham musterte mich forschend. »Aber dazu kommen wir später. Sagt mir zunächst, was Ihr über mich wisst, Filippo Bruno.«

Mein Kopf fuhr mit einem Ruck zu ihm herum. Er hatte mich vollkommen überrumpelt, was zweifellos in seiner Absicht gelegen hatte. Mit meinem Eintritt ins Kloster San Domenico Maggiore hatte ich zwar meinen Taufnamen abgelegt und den Mönchsamen Giordano angenommen, mich jedoch während meiner Reisen gelegentlich meines wahren Namens bedient. Dass Walsingham mich jetzt damit anredete, war eine kleine List, um mir das Ausmaß seines Wissens zu demonstrieren, und er war mit ihrer Wirkung sichtlich zufrieden. Doch ich gewann meine Fassung rasch wieder.

»Ich weiß, dass nur ein Narr versuchen würde, etwas vor einem Mann verbergen zu wollen, der mir nie begegnet ist und mich trotzdem mit dem Namen anspricht, den mir meine Eltern gegeben und den ich zwanzig Jahre nicht benutzt habe.«

Walsingham lächelte.

»Dann wisst Ihr alles, worauf es momentan ankommt. Und ich weiß, dass Ihr kein Narr seid. Leichtsinnig vielleicht, aber

kein Narr. Soll ich Euch jetzt sagen, was ich über Euch weiß, Doktor Giordano Bruno aus Nola?»

»Bitte – solange Euer Ehren mir gestatten, die Wahrheit von bloßen Gerüchten zu trennen.«

»Nun gut.« Walsingham nickte nachsichtig. »Ihr seid als Sohn eines Soldaten in Nola in der Nähe von Neapel geboren und als Jugendlicher mit siebzehn ins Kloster San Domenico Maggiore eingetreten. Etwa elf Jahre später habt Ihr den Orden verlassen und seid auf der Flucht vor der Inquisition, die Euch der Ketzerei verdächtigte, drei Jahre lang durch Italien gereist. Später habt Ihr in Genf und in Frankreich gelehrt, ehe Ihr zum Günstling von König Henri III. wurdet. Ihr lehrt die Kunst der Gedächtnisschulung, die viele als eine Art von Magie betrachten, und Ihr seid ein leidenschaftlicher Verfechter von Kopernikus' Theorie, der zufolge sich die Erde um die Sonne dreht, obgleich sowohl Rom als auch die Lutheraner diese Idee als Ketzerei bezeichnen.«

Nach Bestätigung heischend blickte er mich an, und ich nickte konsterniert.

»Euer Gnaden wissen sehr viel von mir.«

Wieder lächelte er.

»Das in Erfahrung zu bringen war nicht weiter schwierig – als Ihr kurz in Padua Halt gemacht hattet, habt Ihr Euch mit einem englischen Höfling namens Philip Sidney angefreundet, nicht wahr? Nun – dieser junge Mann wird in Kürze meine Tochter Frances heiraten.«

»Euer Gnaden könnten keinen würdigeren Schwiegersohn finden, da bin ich mir sicher. Ich freue mich, ihn wiederzusehen«, sagte ich und meinte es auch so.

Walsingham nickte.

»Nur aus bloßer Neugier – warum habt Ihr das Kloster verlassen?»

»Weil ich auf dem Abtritt Erasmus gelesen habe und dabei ertappt wurde.«

Er starrte mich einen Moment lang an, dann warf er den Kopf

in den Nacken und prustete los; mit einem tiefen, grollenden Geräusch, das ein Bär von sich geben würde, wenn er lachen könnte.

»Und ich besaß auch noch andere Bücher, die auf der Verbotliste der Inquisition stehen. Sie wollten mich vor dem Vater Inquisitor verhören lassen, aber vorher bin ich geflohen. Deswegen wurde ich exkommuniziert.« Ich faltete beim Gehen die Hände hinter meinem Rücken und dachte, wie eigenartig es doch sei, jene Tage hier in diesem grünen englischen Garten wieder aufleben zu lassen.

Walsingham betrachtete mich mit undurchdringlicher Miene, anschließend schüttelte er den Kopf, als verwirre ihn irgendetwas.

»Ihr fasziniert mich, Bruno. Ihr seid vor der Inquisition, die Euch der Ketzerei bezichtigte, aus Italien geflohen, und trotzdem wurdet Ihr in Genf wegen Eurer Überzeugungen von den Calvinisten verhaftet und vor Gericht gestellt, nicht wahr?«

Ich neigte den Kopf.

»Die Sache in Genf kann man als Missverständnis bezeichnen. Ich habe festgestellt, dass die Calvinisten nur ein blindes Dogma gegen ein anderes ausgetauscht haben.«

Wieder musterte er mich, diesmal mit einem Anflug von Bewunderung, ehe er lachend abermals den Kopf schüttelte.

»Ich habe noch nie einen Mann kennen gelernt, der es geschafft hat, sich vom Papst *und* von den Calvinisten der Ketzerei beschuldigen zu lassen. Das ist eine einzigartige Leistung, Doktor Bruno! Was mich zu der Frage führt, welcher Religion Ihr nun eigentlich anhängt?«

Eine kleine Pause trat ein, während der er mich erwartungsvoll und zugleich ermunternd ansah.

»Euer Ehren wissen, dass ich kein Freund Roms bin. Ich versichere Euch, dass meine Loyalität in jeder Hinsicht Ihrer Majestät gilt und ich während meines Aufenthalts in ihrem Reich ihr treuer Diener sein werde.«

»Ja, ja, Bruno – ich danke Euch, doch das ist keine Antwort

auf meine Frage. Ich fragte Euch nach Eurer Religion. Seid Ihr im Herzen Papist oder Protestant?«

Ich zögerte.

»Euer Ehren haben bereits darauf hingewiesen, dass beide Seiten nicht viel von mir halten.«

»Soll das heißen, Ihr gehört keiner der beiden Seiten an? Seid Ihr ein Atheist?«

»Ehe ich darauf antworte, wüsste ich gern, welche Konsequenzen meine Antwort haben könnte.«

Das entlockte ihm ein Lächeln. »Dies ist kein Verhör, Bruno. Ich möchte nur Eure Philosophie verstehen. Sprecht offen mit mir, dann spreche ich ebenso offen mit Euch! Deswegen schlendern wir hier auch zwischen den Bäumen umher, wo uns niemand belauschen kann.«

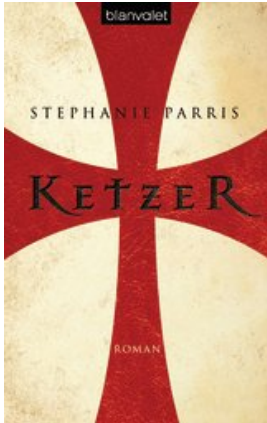
»Dann versichere ich Euch, dass ich nicht das bin, was man gemeinhin unter einem Atheisten versteht«, erwiderte ich, dabei hoffte ich inbrünstig, dass ich mir nicht gerade mein eigenes Grab schaufelte. »In Frankreich und hier bei der französischen Botschaft bezeichne ich mich als Katholiken, um Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen. Aber ich will ganz ehrlich zu Euch sein. Ich betrachte mich weder als Katholiken noch als Protestanten – diese Begriffe sind für mich zu eng gesteckt. Ich glaube an eine größere Wahrheit.«

Walsingham hob eine Braue.

»Eine größere Wahrheit als den christlichen Glauben?«

»Eine antike Wahrheit, von der der christliche Glaube eine später erfolgte Interpretation ist. Eine Wahrheit, die – falls sie in unserem begriffsstutzigen Jahrhundert richtig ausgelegt werden würde – die Menschen erleuchten und den ständigen blutigen Zwistigkeiten ein Ende setzen könnte.«

Eine bedeutungsschwangere Stille trat ein. Die Sonne stand jetzt tief am Himmel, die Luft im Schatten der Bäume wurde merklich kühler. Die hereinbrechende Dämmerung animierte die Vögel zu noch lauterem Gezwitzchen. Walsingham schritt weiterhin auf dem Gras auf und ab. Die Schulterpartie seines



Stephanie Parris

Ketzler

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38059-6

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2013

Drei göttliche Gebote, drei tödliche Gedanken, drei grausame Verbrechen

Oxford 1583. An seinem ersten Morgen im Lincoln College wird Giordano Bruno Zeuge eines entsetzlichen Kampfes: Ein Hund stürzt sich auf einen Mann und tötet ihn. Handelte das Tier auf Geheiß? Der Rektor des Colleges schweigt. Als ein weiterer brutaler Mord geschieht, fürchtet Bruno, er könnte der Nächste sein – denn der Mörder scheint es auf Glaubensverräter abgesehen zu haben. Holt Bruno seine Vergangenheit wieder ein? Und welche Rolle spielt dabei die Tochter des Rektors, die sich verdächtig stark für Alchemie interessiert, und für die Bruno verbotene Gefühle hegt?



[Der Titel im Katalog](#)